Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 120 (1952)

Heft: 30

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstraße 8, Luzern. - Tel. 2 65 93

Verlag und Expedition: Räber & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstraße 7—9, Telephon 2 74 22. Abonnementspreise: jährlich Fr. 14.—, halbjährlich Fr. 7.20 (Postkonto VII 128) - Ausland: zuzüglich Versandspesen. Einzelnummer 30 Rp. - Erscheint am Donnerstag - Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 14 Rp. Schluß der Inseratenannahme jeweils Montag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Rp. in Marken beizulegen.

Luzern, 24. Juli 1952 **120. Jahrgang • Nr. 30**

Inhaltsverzeichnis: Petrusgrab und Papsttum: eine Erwiderung und Richtigstellung — Ostkirchliche Schau — Mitteilung des Päpstlichen Almosenamtes — Seelsorge — ein Postulat der Arbeiter — Gedanke, Wort und Tat der Eidgenossen — Predigt und Vortrag bei Ordensschwestern — Aus der Praxis, für die Praxis — Kirchenchronik — Rezensionen

Petrusgrab und Papsttum — eine Erwiderung und Richtigstellung

Im vergangenen Frühjahr sprach Professor Engelbert Kirschbaum, Rom, in mehreren Städten der Schweiz über die neuesten Ausgrabungen unter der Peterskirche in Rom. Als Mitglied der Kommission der vier Fachgelehrten, die Papst Pius XII. mit der wissenschaftlichen Erforschung der Ausgrabungen beauftragt hatte, war der Referent ohne Zweifel besonders berufen, über dieses Thema zu sprechen. Seine Vorträge fanden in der Tat in weiten Kreisen große Beachtung und mußten an einigen Orten wiederholt werden. Es war nicht anders zu erwarten, als daß auch aus dem gegnerischen Lager sich Stimmen zum Wort melden würden. Stellen doch die Ausgrabungen die Petrusfrage wieder neu zur Diskussion, die im letzten Jahrhundert zu den heißumstrittensten Fragen der Frühgeschichte des Christentums gehört hatte.

Als erster äußert sich Pfarrer Peter Vogelsanger, Schaffhausen, in der Zeitschrift «Reformatio» in einem Artikel «Petrusgrab und Papsttum» [1] zu den durch die Ausgrabungen aufgeworfenen Fragen. Pfarrer Vogelsanger zeichnet als Chefredaktor dieser neuen «Zeitschrift für evangelische Kultur und Politik». Gleich in den ersten Zeilen seines Artikels verkündet er: «Das Ergebnis ist geradezu erschütternd enttäuschend und erinnert unwillkürlich an einen bekannten Vers aus Ovid. Die Beweiskraft der vorgelegten Indizien für die endliche Auffindung des Petrusgrabes ist nahezu gleich Null.» Immerhin gibt auch Pfarrer Vogelsanger zu, daß «mit ziemlicher Sicherheit die Reste des alten konstantinischen Grabmals für den Apostel Petrus wieder aufgefunden worden sind. Von dort aber werde jedes weitere Vorgehen der Forschung und die Ausbeutung der Indizien schwierig und unsicher. Was sich erweisen lasse, sei nur dies: Unter dem Tabernakel Berninis wurde ganz in der Tiefe von St. Peter in einem unübersichtlichen Gräberfeld tatsächlich ein sehr einfaches ärmliches Grab aus der frühern Kaiserzeit (vermutlich aus der Zeit Vespasians, also ca. 70 n. Chr.) aufgefunden. Seine Identifikation mit demjenigen des Apostels Petrus sei völlig unmöglich und im wesentlichen nur wieder ein Regreß auf die völlig unsichere späte Tradition von einem Märtyrertod und einer Bestattung des Petrus am vatikanischen Hügel.

Weiter bemerkt Pfarrer Vogelsanger, zur wissenschaftlichen Skepsis geselle sich «das protestantische Staunen darüber, daß die römische Kirche überhaupt der Identifikation des Petrusgrabes eine so gewaltige Wichtigkeit beimißt und à tout prix, selbst um den Preis sehr subjektiver Schlüsse, zu einer Beweiskette für den bis jetzt so ungewissen Tod des Petrus in Rom kommen will».

Die ganze Diskussion über das Petrusgrab gibt Pfarrer Vogelsanger Gelegenheit, «wieder einmal» daran zu erinnern, daß der römische Primat auf einer großartigen dreifachen Fiktion beruhe: 1. auf der exegetischen (die bekannten neutestamentlichen Textstellen Matth. 16, 13—20 und Joh. 21, 15—17); 2. auf die kirchenhistorische Fiktion, Petrus sei der Gründer der römischen Gemeinde und der erste Bischof von Rom gewesen; 3. auf der dogmatisch-kirchenrechtlichen Fiktion, der römische Papst sei als Nachfolger Petri Erbe einer unfehlbaren Lehr- und Hirtengewalt über die Gesamtkirche.

Auf dieser dreifachen Fiktion, so folgert der Verfasser, beruhe der Unfehlbarkeits- und Herrschaftsanspruch des Papsttums, dessen «magische Faszination» durch die Jahrhunderte geschickt gesteigert worden sei. Pfarrer Vogelsanger schließt seinen Artikel mit den Worten:

> «Wir begreifen von da aus nun auch das uns Protestanten sonst so schwer verständliche atemraubende Interesse der römischen Kirche an der Auffindung des Petrusgrabes in Rom. Die große Universalität, Macht und Uniformität der römischen Kirche mit ihrer konsequenten kirchlichen Diktatur vom Vatikan bis in die kleinste Bergkirche hinauf und bis auf die entfernteste Missionsstation in Zentralafrika und Ostasien hinaus beruht ja letztlich auf der gläubigen Anerkennung der Tradition vom angeblichen Erbe Petri. In dieser Tradition ist aber die Historizität des Petrusgrabes der Grundstein. Gewiß nicht historisch-politisch; in dieser Beziehung ist die Macht Roms

[1] Reformatio 1 (1952) 308—317. Wenn nichts anderes bemerkt ist, sind die zitierten Sätze von Pfarrer Vogelsanger diesem Aufsatz entnommen.

nicht das Erbe Petri, sondern das Erbe des imperialen Cäsarenstaates Rom. Aber geistlich-dogmatisch; denn ohne die dogmatisch-historische Begründung hängt das großartige Machtgebilde der römischen Kirche theologisch gewissermaßen in der Luft. Besser gesagt: Die römische Universalkirche gleicht einer riesigen umgekehrten Pyramide, die auf schmalster Basis steht. Die Spitze dieser Pyramide ist das Papsttum mit der genannten dreifachen Fiktion. Die schmale Basis, die diese Spitze tragen muß, ist das Petrusgrab in Rom. Für das labile dogmatische Gleichgewicht des großartigen pyramidalen Gebildes ist es in unserem Zeitalter des unbestechlichen historisch-kritischen Denkens von ungeheurer Bedeutung, ob sich wirklich die herrliche Kuppel Michelangelos, dieses grandiose Symbol geistlicher Universalherrschaft, über dem armseligen Grab des galiläischen Fischers, oder aber — über einem Nichts wölbt!»

So weit Pfarrer Vogelsanger. Wir haben seine Ausführungen stellenweise wörtlich angeführt, nicht weil wir sie wissenschaftlich ernst nehmen. Aber sie sind immerhin charakteristisch für die Mentalität, die aus ihnen spricht.

Vorerst fällt auf, daß Pfarrer Vogelsanger die ganze Angelegenheit seinen Lesern so darstellt, als ob die Institution des Papsttums vom Petrusgrab abhinge. Woher hat er wohl diese Weisheit geschöpft? Doch kaum aus einem katholischen Autor. Denn dort hätte er erfahren können, daß die Frage der Anwesenheit und des Todes des Apostelfürsten in Rom deutlich unterschieden wird von der Frage: wo befindet sich das Grab Petri. In wie vielen konkreten Fällen ist eine Persönlichkeit historisch sicher bezeugt, ohne daß wir ihr Grab kennen! Brauchte man überhaupt erst das Grab Petri festzustellen, ehe sich dessen Wirken in der römischen Hauptstadt nachweisen ließ? Keineswegs! Die literarischen Zeugnisse (Klemensbrief, Ignatius von Antiochien, Dionysius von Korinth, Irenäus usw.), die archäologischen Funde, die bereits vor den neuesten Ausgrabungen vorlagen sowie die Tatsache der kultischen Verehrung Petri in der Frühzeit des Christentums sichern unabhängig von der Frage des Grabes das Wirken des Apostelfürsten in Rom.

Das ist auch der Grund, weshalb namhafte protestantische Kirchenhistoriker heute keine Bedenken mehr tragen, Aufenthalt und Tod Petri in Rom zuzugeben. Pfarrer Vogelsanger mag selbst nachprüfen, was z. B. E. Preuschen und G. Krüger zu dieser Frage sagen: «Doch sollte nicht mehr bestritten werden, daß der Aufenthalt des Apostels in Rom ebenso wie sein dort erfolgter Märtyrertod der Geschichte angehört... Auch stützen die archäologischen Funde die Richtigkeit der uralten Überlieferung [2].» Ebenso bemerkt K. Müller in seiner «Kirchengeschichte» [3] — wohl eines der angesehensten protestantischen Handbücher der Kirchengeschichte —:

«Daß auch Petrus nach unbekannten Schicksalen zuletzt in Rom geendigt hat, dafür sprechen nicht nur der erste Clemens-Brief aus den 90er Jahren, der Römerbrief des Ignatius und manches andere weniger wertvolle Zeugnis der Überlieferung, sondern auch die Ergebnisse der Ausgrabungen an der alten Peterskirche in Rom und feste liturgische Überlieferungen aus Rom. Der Zusammenhang seines Todes mit der neronischen Verfolgung ist nicht sicher, aber immerhin wahrscheinlich (Kreuzigung nach Joh. 21, 18).»

Vor gut anderthalb Jahrzehnten wurde die Petrusfrage wieder neu aufgeworfen, als der Jenaer Kirchenhistoriker Karl Heussi einen Angriff auf die traditionelle Ansicht auslöste [4]. Er stützte sich dabei auf den Klemens-Brief, der etwa um 96 in Rom geschrieben wurde, also etwa 30 Jahre nach den Ereignissen. Über den Verfasser wissen wir äußerst wenig. Im fünften Kapitel seines einzig erhaltenen Briefes an die Korinther findet sich die bekannte Stelle, wo vom Martyrium der beiden Apostel Petrus und Paulus die Rede ist. Die oft zitierte Stelle lautet in deutscher Übersetzung (nach H. Katzenmayer):

«Stellen wir uns vor Augen unsere Apostel: den Petrus, der um ungerechten Eifers willen nicht ein oder zwei, sondern vielerlei Mühsal ertrug und so als Märtyrer zum verdienten Ort der Herrlichkeit einging. Um Eifers und Neides willen hat Paulus vor den Gebietenden gestanden.»

Die Bestreiter des römischen Aufenthaltes Petri haben besonders auf die Dürftigkeit des Petrus-Abschnittes im Klemens-Briefe hingewiesen. Offensichtlich wisse der Verfasser von Paulus mehr aus der lokalen Überlieferung, während er von Petrus fast nichts berichtet. So argumentierte der Jenaer Kirchenhistoriker Karl Heussi noch 1936.

Dieser Angriff hatte zur Folge, daß man sich im letzten Jahrzehnt mit der Petrus-Stelle im Klemens-Brief befaßte. Es sind zwei nichtkatholische Gelehrte, denen das Verdienst zukommt, neue Momente zur Beurteilung des Klemens-Briefes beigesteuert zu haben.

Der erste ist der unlängst verstorbene protestantische Theologe Martin Dibelius [5]. Er weist darauf hin, daß die Klemens-Stelle nach den Regeln der antiken Rhetorik aufgebaut und geformt ist. Es komme dem Verfasser nicht darauf an, geschichtliche Daten um ihrer selbst willen der Nachwelt zu überliefern. Die Tatsache, daß Klemens die beiden Apostel als Vorbilder erwähne, setze schon voraus, daß diese in Rom weilten.

Neuestens hat ein Philologe, H. Katzenmayer, die Petrus-Stelle untersucht [6]. Er kommt zum Ergebnis, daß in der griechischen Ursprache das «unsere Apostel» betont ist. Die bisherige geläufige Übersetzung: «Stellen wir uns die guten Apostel vor Augen...» (so: Heußi, Knopf, Zeller) sei unrichtig, weil sie dem griechischen Sprachgebrauch widersprechen. Ist es wohl Zufall, daß Klemens das «unsere Apostel» betont? Das hat nur einen Sinn, wenn Petrus tatsächlich in Rom gewesen ist. Katzenmayer kommt daher zum Schluß, die Petrus-Stelle im Brief des Klemens bringe allein schon einen vollwertigen Beweis für die Anwesenheit Petri in Rom.

Diese zuletzt angeführten Autoren stützen sich einzig auf den Klemens-Brief, um zur Überzeugung zu gelangen, daß Petrus tatsächlich in Rom weilte und dort des Märtyrertodes starb. Ist es nun nicht geradezu lächerlich, wenn Pfarrer Vogelsanger noch immer von «einem bis jetzt so ungewissen Tod» Petri in Rom spricht? Diese These ist doch beim heutigen Stand der Forschung längst überholt. Aber eben, es ist leichter und bequemer, sich vor unliebsamen Tatsachen ins Ungewisse zu flüchten, als diese offen zuzugeben. Schon der von Pfarrer Vogelsanger als Gewährsmann zitierte protestantische Kirchenhistoriker Hans Lietzmann schrieb

[2] Handbuch der Kirchengeschichte für Studierende. I. Bd.: Das Altertum, hrsg. von E. Preuschen und G. Krüger ([2]1923) S. 41.

[3] *K. Müller,* Kirchengeschichte ([3]1941), überarbeitet von H. v. Campenhausen.

[4] *K. Heußi,* War Petrus in Rom? (1936). Der Verleger hatte dem Buch die triumphierende Empfehlung beigegeben: «Endlich ein sicheres Ergebnis rein wissenschaftlicher Forschung.»

[5] *M. Dibelius,* Rom und die Christen im ersten Jahrhundert (1942) = Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-histor. Klasse. Jahrg. 1941/42, 2. Abhandlung.

[6] *H. Katzenmayer,* Zur Frage, ob Petrus in Rom war. Internationale Kirchliche Zeitschrift 39 (1949) 243—249.

im Vorwort zu seinem epochemachenden Werk «Petrus und Paulus in Rom» [7]:

«Die Frage, ob die Apostel Petrus und Paulus wirklich zu Rom den Märtyrertod gestorben sind und in den von der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag feierlich verehrten Gräbern ruhen, ist jahrhundertelang vorwiegend unter konfessionellen Gesichtspunkten behandelt worden, derart, daß die negative Beantwortung der protestantischen Theologie ebenso eine Selbstverständlichkeit war, wie das Gegenteil den Katholiken. Mit dem Erstarken einer nach historischer Objektivität strebenden kirchengeschichtlichen Forschung ist zwar im allgemeinen die Leidenschaft geschwunden, die bei der Behandlung dieses Problems den Blick zu trüben pflegte, aber das Mißtrauen der Kritik gegen Traditionen der urchristlichen Zeit, gegen indirekte Schlüsse, und nicht zum wenigsten die Geringschätzung archäologischer Arbeit ließ nach wie vor ein Unmöglich oder höchstens Non liquet als die einzige wissenschaftlich zu rechtfertigende Antwort auf jene Frage erscheinen.»

Ist etwa das Mißtrauen gegen Traditionen der urchristlichen Zeit, von dem Hans Lietzmann vor mehr als zwei Jahrzehnten sprach, heute kleiner geworden? Die Ausführungen von Pfarrer Vogelsanger erhärten das Gegenteil. Wie leichtfertig sich der Chefredaktor der «Reformatio» über Überlieferungen hinwegsetzt, die dem ältesten Christentum heilig waren, zeigen folgende Sätze, die er ebenso kühn dem Leser als angebliche Tatsachen vorsetzt:

«Petrus hat die römische Gemeinde nicht gegründet» (— welcher katholische Historiker behauptet denn, daß Petrus als erster die Botschaft des Christentums nach Rom gebracht habe? —) «darüber besteht wirklich absolute Evidenz... Petrus hat aber auch die Gemeinde in Rom nie als Bischof geleitet, darüber besteht die gleiche Evidenz, auch wenn er am Ende seines Lebens in Rom gestorben sein sollte... Und wir sind heute ziemlich genau darüber informiert, daß die späteren Bischofslisten, die das Bischofsamt der großen Lokalgemeinden direkt auf die Apostel als Listenspitzen zurückführen wollen, auf Phantasie und Erfindung beruhen, herstammend aus einer Zeit, da man bestrebt war, dem aufstrebenden monarchischen Bischofsamt in der Kirche absolute apostolisch-theologische Autorität zu verleihen. Das gilt auch und gerade von der römischen Bischofsliste, einer recht billigen Konfektionsarbeit des Orientalen Hegesippos aus den Jahren um 160 n. Chr.»

Gerade das Gegenteil ist wahr! Ernsthafte protestantische Forscher, wie der Berliner Kirchenhistoriker Erich Caspar, sehen in der ältesten römischen Bischofsliste, die Irenäus zuerst schriftlich fixierte (Adversus haereses III, 3), kein Produkt der Phantasie und Erfindung, sondern «ein kostbares Stück echter alter Überlieferung, die in der Gemeinde fortlebte [8]». Pfarrer Vogelsanger täte wahrhaftig besser, sich zuerst im eigenen Lager umzusehen, ehe er über eine der ältesten Institutionen der Kirche zu Gericht sitzt. Sonst trifft der auf Hegesipp gemünzte Vorwurf der «recht billigen Konfektionsarbeit» ihn selbst.

Halten wir abschließend nochmals fest: Ehe die Ausgrabungen unter der Peterskirche nach dem Tode Pius' XI. begonnen wurden, war die Überlieferung vom Aufenthalt und Tod Petri in Rom durch eine ganze Beweiskette gesichert. Wenn Pfarrer Vogelsanger frägt, was denn der Katholizismus mit dem Nachweis des Petrusgrabes gewinnen würde, ist das eine recht müßige Frage. Auf jeden Fall spielen hier die leiblichen Überreste des Apostelfürsten nur eine untergeordnete Rolle. Den Seitenhieb auf den «theologisch suspekten Reliquienkult» hätte sich Pfarrer Vogelsanger ersparen können. Er dient in keiner Weise der gegenseitigen Verständigung.

[7] *H. Lietzmann,* Petrus und Paulus in Rom ([2]1927).

[8] *E. Caspar,* Die älteste römische Bischofsliste (1926) S. 257.

Ging es denn nicht bei den Ausgrabungen in erster Linie darum, einmal Klarheit zu bekommen, wie denn die nächste Umgebung des durch die älteste Überlieferung geheiligten Ortes der Confessio beschaffen sei? Daß der gegenwärtige Papst die Nachforschungen nicht nur ermöglichte, sondern sie nach Kräften förderte, dafür kann ihm eine vorurteilslose Wissenschaft nur dankbar sein. Über die Ergebnisse der Ausgrabungen berichtet ein zweibändiges Werk, über das wir bereits in einer frühern Nummer dieses Blattes referiert haben [9]. In der Interpretation der Funde ist auch der katholische Forscher völlig frei. Wenn aber Professor Kirschbaum in seinen Vorträgen mit guten Gründen für die Auffindung des Grabes, in dem die Gebeine des Apostelfürsten einst ruhten, eintritt, haben wir keinen vernünftigen Grund, an dieser Annahme zu zweifeln, bis nicht das Gegenteil bewiesen ist. Selbst zurückhaltende katholische Gelehrte geben zu, daß die Funde, die unter der von Gaius um 200 bezeugten Memoria gemacht wurden, in das erste Jahrhundert zurückführen [10]. Also wölbt sich die Kuppel Michelangelos nicht über einem Nichts, sondern über einer durch die älteste Überlieferung des Christentums geheiligten Stätte.

Johann Baptist Villiger, Luzern

Ostkirchliche Schau

Geplante Modernisierungen in der Mönchsrepublik Athos

Eine Kommission, bestehend aus dem griechischen Gouverneur und Vertretern der Athoniten und des Marshall-Planes, unter dem Vorsitz eines Metropoliten des ökumenischen Patriarchates, soll sich mit folgendem Programm beschäftigen: Restauration und Erhaltung alter Denkmäler und Kunst- und Bücherschätze; Errichtung einer Schule für Malerei und Bildhauerkunst, Musik, Textilgewerbe; Gründung einer gesamtathonitischen Druckerei; Verbesserung der Verkehrswege; Bewässerungsanlage; Förderung von Acker-, Wein- und Obstbau.

Vor einigen Jahren (1947) war ein Programm für geistige Erneuerung aufgestellt worden. Eine Patriarchalkommission hat letztes Jahr (1951) festgestellt, daß die getroffenen Maßnahmen guten Erfolg gezeitigt hätten. Doch wird immer noch Klage geführt über Leute, die «aus falschem Eifer und mangelhafter Bildung» nach Art jener Mönche umherziehen, die St. Benedikt im 1. Kapitel seiner Regel Gyrovagi nennt. — Ein dornenvolles Problem bildet begreiflicherweise der Nachwuchs; die meisten Länder, aus denen er sich früher Rekrutierte, sind hinter dem Eisernen Vorhang, andere leiden unter dem Geiste des Laizismus, und schließlich macht sich überall der Zeitgeist bemerkbar. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts betrug die Zahl der Mönche und Einsiedler ungefähr 7000; 1940 sollen es noch etwa 2200 gewesen sein; und heute?

Ähnlichen Gründen wie die Sorgen um den Nachwuchs entspringen die ökonomischen Sorgen. In den slawischen Ländern, Rumänien und Griechenland, sind der Mönchsrepublik die ziemlich zahlreichen Metochien (Landgüter) verloren gegangen. Man trägt sich nun mit dem Plan, in Südamerika und Australien je ein solches Gut zu erstehen. Diese könnten möglicherweise nicht nur den materiellen Interessen dienen, sondern auch den Nachwuchs fördern,

[9] Schweizerische Kirchenzeitung 1952, Nr. 10.

[10] Ich verweise hier einzig auf die gut fundierte Arbeit eines belgischen Gelehrten, *J. Ruysschaert,* La tombe de saint Pierre et les fouilles sous la basilique vaticane (Revue diocésaine de Tournai 7 [1952] 171—180).

indem von ihnen aus die athonitische Welt unter den Leuten der Emigration besser bekannt würde durch das Wirken der Mönche, die diesen Metochien vorstehen werden. Die Rekrutierung des Nachwuchses aus Übersee bringt allerdings die Gefahr einer Bedrohung der geistigen Geschlossenheit der Athosgemeinde mit sich, die ihre Lebenskräfte bis in die erste Nachkriegszeit fast ausschließlich aus dem geistig-geistlich geschlossenen slawisch-byzantinischen Raume schöpfte.

(Ortodoksia, 1951, Nr. 7; Irénikon, 1952, Nr. 1)

Sorgen und Pläne der orthodoxen Kirche Griechenlands

Erzbischof Spyridon von Athen sprach bei der Eröffnung der Session des Hl. Synods am 29. Oktober 1951 von den hauptsächlichsten Sorgen seiner Kirche. Unter ihnen steht an erster Stelle der Mangel an Seelsorgeklerus. Im Norden des Landes sind etwa 600 Pfarreien ohne Priester (laut Bericht im Jahrgang 1951 etwa 400). Ähnlich ist es mit dem Mangel an Kirchen. Den kriegerischen Wirren fielen etwa 800 Kirchen zum Opfer. — Ein weniger notwendiges, aber dornenvolles Problem stellt der seit langem schwelende Streit um die Kalenderreform dar. Auch finanzielle Sorgen sind der Kirche Griechenlands nicht erspart, da sie zufolge der Landenteignung nur noch über wenig Güter verfügt. — Die Hirtensorge läßt den Erzbischof seine Klage erheben über das Sinken der öffentlichen Moral, insbesondere auch über das Anwachsen der Ehescheidungen.

Um den neuen Bedürfnissen der Seelsorge genügen zu können, soll eine Diakonissenschule und eine solche für Laienprediger gegründet werden. Gegen beide Gründungen machen sich aber auch Widerstände bemerkbar aus jenen Kreisen, die glauben, daß sich eine Verstärkung der Stellung von Laien in der Kirche mit der Tradition nicht vereinbare. — Um die akademische Jugend kirchlich besser erfassen zu können, wird mit der Predigerschule ein Akademikerheim für die Studenten Athens verbunden.

Auch dem Schrifttum soll vermehrte Pflege zuteil werden. Nebst dem Druck liturgischer Bücher — gegenwärtig beziehen auch manche orthodoxe Gemeinschaften diese von der vatikanischen Buchhandlung — ist die Herausgabe einer theologischen Encyclopädie und der Werke der griechischen Kirchenväter vorgesehen. (Irénikon, 1952, Nr. 1)

Die orthodoxe Kirche von Syrien und Libanon

Der libanesische Diakon G. Chodr. gewährt uns einen Einblick in die augenblickliche Lage der orthodoxen Kirche in Syrien und Libanon (Vestnik, September/Oktober 1951). Er kann mit Genugtuung feststellen, daß die Jugend seit etwa zehn Jahren Träger einer großen religiös-kirchlichen Erneuerungsbewegung ist. Sie hat ihre Grundlagen in den Ideen der liturgischen Erneuerung, der Bibelbewegung und der eucharistischen Frömmigkeit durch öfteren Empfang der hl. Kommunion. Im Zuge der sittlichen Erneuerung bezieht sie klare Front gegen das Anwachsen der Ehescheidung (das gleiche mußte der Erzbischof von Athen für sein Land tun). Aus der Erkenntnis, daß vermehrte Tätigkeit und Sorgfalt in der religiösen Unterweisung und Erziehung für eine wirkliche Volkserneuerung unterläßlich ist, widmet sich diese neue Jugend mit großer Hingabe der Gründung und Betreuung von Sonntagsschulen.

Mit großem Bedauern muß der Diakon bekennen, daß diese erfreuliche Bewegung der Gefahr einer Krise ausgesetzt sei, weil sie weitherum auf die Verständnislosigkeit und sogar Ablehnung eines mangelhaft ausgebildeten Klerus stoße, sogar bezüglich des öfteren Kommunionempfanges. (Manche vertreten noch die Ansicht eines viermaligen Sakramentenempfanges im Jahre.) Auch in der Stellungnahme gegen die Ehescheidung fühlten sich einige Kreise unangenehm berührt durch ihre Schärfe.

Es ist zu bedauern, daß der Diakon mit seinen Wünschen für die Bewegung einen weniger glücklichen Nebengedanken verbindet (ähnlich dem Patriarchen Christophorus von Alexandrien): dem «katholischen Uniatismus», dem er in «aller brüderlichen Liebe» einige bittere Worte widmet, besser standhalten zu können. (Irénikon, 1952, Nr. 1)

Im Spannungsfeld zwischen Moskau und Byzanz

Seitdem sich das Patriarchat von Moskau einer gewissen Aktionsmöglichkeit erfreut, hat es schon zu wiederholten Malen rechtliche Akte vorgenommen, die nach den kirchlichen Canones und Gewohnheiten in den Rechtsbereich des ökumenischen Patriarchen gehören und deshalb von diesem nicht unwidersprochen bleiben konnten. Das Moskauer Patriarchat scheint für seinen Einflußkreis, d. h. die nichtrussischen Kirchengemeinschaften jenseits des Eisernen Vorhanges, die Theorie jener Theologen zu adoptieren, die Moskau als «drittes Rom» erklären (ihre Hauptbegründung mit dem dritten christlichen Reich stimmt allerdings nicht mehr, falls sie je einmal stichhaltig war).

Durch Akte vom 22. Juni 1948 hat der Patriarch Alexius von Moskau, trotz Einspruches von Byzanz, der polnischen Kirche die volle Selbständigkeit verliehen. Auf «Ersuchen» des polnischen Episkopates schickte ihnen der Patriarch einen seiner Bischöfe als «Metropoliten von Warschau und ganz Polen», Makarius von Lvov und Tarnopol. Das neue Haupt der orthodoxen polnischen Kirche hatte seinerzeit bei der gewaltsamen Auflösung der unierten Bistümer der Ukraine eine Rolle gespielt.

Im gleichen Jahre mußte der ökumenische Patriarch protestieren, weil Alexius den Bischofssitz von Prag zum Rang einer Metropole erhob und diese zugleich seiner eigenen Jurisdiktion unterstellte. — Im Jahre 1951 erhielt die tschechische Kirche, wieder durch Moskau, die Autokephalie.

Das Journal des Moskauer Patriarchates öffnete seine Spalten dem Erzbischof Paisios von Albanien, der gegen den ökumenischen Patriarchen den Vorwurf erhebt, den «griechischen Chauvinismus» zu begünstigen. Patriarch Alexius unterstützte den Protest und benützte die Gelegenheit, den Phanar einer ganzen Anzahl anderer «unkanonischer Akte» zu bezichtigen!

(Irénikon, 1952, Nr. 1; Proche Orient Chrétien, 1952, Nr. 1)

Raymund Erni

Mitteilung des Päpstlichen Almosenamtes

(Elemosineria Apostolica)

Infolge der bedauernswerten Mißbräuche, die in letzter Zeit in bezug auf die sogenannten «Segensbilder» vorgekommen sind, teilt das Päpstliche Almosenamt folgendes mit:

Um ein Segensbild zu erhalten (Bild des Heiligen Vaters mit der Bittformel um den Segen und die Gewährung eines vollkommenen Ablasses, bezeugt durch die Unterschrift des beauftragten Erzbischofs, des Päpstlichen Almosenmeisters) muß man sich an die Elemosineria Apostolica, Città del Vaticano, wenden, und jedes Gesuch muß von einem Empfehlungsschreiben des zuständigen Pfarrers begleitet sein.

Das Päpstliche Almosenamt hat nie jemanden beauftragt und wird es nie tun, solche Gesuche zu fördern oder gar einzusammeln. Es warnt also die Gläubigen dringend vor Leuten, die sich, sei es auch mit einem «Beglaubigungsschreiben», als Vertreter des Päpstlichen Almosenamtes einführen wollen.

Seelsorge — ein Postulat der Arbeiter (Schluß)

III.

Wenn eingangs davon die Rede war, daß die Frage der sozialen Erziehung des angehenden Priesters ein viel bedeutsameres Problem mehr nur am Rande berühre, war damit dasjenige der heutigen Seelsorge ganz allgemein anvisiert. Ein solches scheint es uns überall dort zu geben, wo die seit alters hergebrachten Lebens- und Umweltsverhältnisse durch neue, ganz anders strukturierte ersetzt worden sind. Im besonderen ist dabei an die Zusammenballung der Menschen in den Städten und in den Industriebetrieben gedacht. An die hier aufgestauten Menschenmassen seelsorgerisch erfolgreich heranzukommen, wirft Fragen auf, die wahrscheinlich mit den hergebrachten Methoden allein und mit Hilfe ausschließlich des Pfarreiprinzipes nicht bewältigt werden können, wo auch Diskussionen am grünen Tisch nichts nützen, sondern wo nur das praktische Experiment weiterzuhelfen vermag.

Immer wieder macht der christliche Gewerkschaftssekretär die Beobachtung, wie innerlich und äußerlich kontaktlos selbst der sich noch aus voller Überzeugung christlich nennende Arbeiter der Kirche gegenübersteht. Noch größer aber ist die Zahl derer, die nicht mehr in den Gottesdienst gehen, und es ist niemand da, der sie holen würde. Ihre religiösen Bedürfnisse werden lauer und lauer, aber niemand findet sich, diese zu befriedigen oder sie wieder zu wecken. Sie haben religiöse Schwierigkeiten wie jeder andere Mensch auch. Sie müssen allein mit ihnen fertig werden, es ist niemand da, der ihnen darüber hinweghelfen würde. Wohl wurden viele dieser Arbeiter einmal zum Beitritt in die religiösen Standesvereine eingeladen, es kam ihnen vielleicht sogar eine katholische Tageszeitung oder mindestens das Pfarrblatt zu, wenn es aber allein bei dieser «Bedienung» geblieben ist, ja dann kann und darf es im Hinblick auf die vielen anderen und intensiveren Umweltseinflüsse nicht erstaunen, wenn sie nichts gefruchtet hat. Man mag den «Dienst am Kunden» als die Bequemlichkeit fördernd beurteilen, er allein ist es jedoch in der Regel, der dem Geschäftsmann die Kundschaft erhält. Auf dem Gebiete der Seelsorge verhält es sich kaum anders. Am Arbeitsplatz religiös ganz auf sich allein gestellt und vielleicht alle paar Jahre einen Priester auf Besuch in der Wohnung, das ist schlechter Saatboden für eine auch nur bescheidene Religiosität. Es wäre aber unzweifelhaft mancher Arbeiter — tatsächlich geht es um Tausende und Zehntausende — der Kirche als aktives Glied zu erhalten, wenn man ihn seelsorgerisch nicht einfach seinem Schicksal überlassen würde, wie auch die wenigsten Arbeiter Gewerkschaftsmitglieder wären, hätte man sie nicht mit viel Mühe und Not geholt und ihnen seither immer wieder von neuem die Nützlichkeit und Notwendigkeit der Verbände vor Augen gestellt.

Es hat nicht an kirchlichen Bestrebungen gefehlt, hier Abhilfe zu schaffen. Denken wir allein an die Einsetzung von Arbeiterseelsorgern. Noch weitherum im Klerus scheint man sich jedoch der Tragik, die in diesen Verhältnissen liegt, nicht recht bewußt zu sein, oder dann nicht die Kraft zu haben, mit noch größerer Anstrengung als bisher den Übeln zu Leibe rücken. Wir reden mit voller Absicht von Tragik und haben die feste Überzeugung, uns damit keiner Übertreibung schuldig zu machen. Tragisch nicht nur deshalb, weil Tausende und aber Tausende katholischer Arbeitnehmer kaum noch wissen, was auf ihrem Taufschein steht; tragisch auch, weil ebenfalls Tausende und Zehntausende aktiver katholischer Arbeiter ein sittliches Doppelleben führen, eines am täglichen Arbeitsplatz und das andere am Sonntag; tragisch aber noch vielmehr, weil nicht zuletzt die katholische Kirche berufen ist, auch in sozialen Grundsatzfragen ein bedeutsames Wort mitzureden, und sie darüber hinaus sogar ein zuverlässiger Wegweiser selbst in den Fragen der Sozialpolitik sein könnte. Es ist deshalb sicherlich abwegig, wenn, wie es hin und wieder geschieht, die Auffassung vertreten wird, es genüge für einen Priester, gut katholisch zu sein, weil er dann automatisch sozial sei. Im einen oder anderen Fall mag das zutreffen, es wird aber nicht die Regel sein. Um sozial zu sein, wie es hier verstanden werden soll, gehört wesentlich mehr, als z. B. bei irgendeiner Gelegenheit eine Ungerechtigkeit an den Pranger zu stellen, eine päpstliche Sozialenzyklika zu zitieren oder von der Kanzel herab gelegentlich bald den Arbeitgebern und bald den Arbeitnehmern die Meinung zu sagen. Die Aufgabe des sozial eingestellten Priesters wäre es unserer Auffassung nach vielmehr, dem Arbeiter wieder wahrhaft Seelsorger und weniger Vereinspräses oder auch (Verwaltungs-)Pfarrer zu sein. Das wird aber ein gegenüber heute entschieden gesteigertes priesterliches Verlangen nach Applikation der göttlichen Gebote auf das praktische Leben und als Folge davon ein tieferes Verständnis für den Arbeiterstand und die diesem maßgeblichen Realitäten zur Voraussetzung haben müssen. Wie das zu verstehen ist, mögen ein paar Beispiele zeigen. Wohl kein und auch kaum ein katholischer Arbeiter macht sich Gewissensbisse, Akkordzeiten zu schieben oder eine nicht gearbeitete Stunde aufzuschreiben und sich dafür bezahlen zu lassen. Er weiß zwar, daß das nicht in Ordnung ist, hält das aber beileibe nicht für eine sittlich auch nur im geringsten zu beanstandende Angelegenheit. Oder ein anderer Fall: Gesamtarbeitsverträge sind rechtlich für alle ihnen unterstellten Arbeitgeber und Arbeitnehmer bindend. Die Wirklichkeit lehrt aber immer wieder aufs neue, daß sie umgangen werden. Alle diejenigen, die das tun, würden sich aber sehr dafür bedanken, wenn sie als Rechtsbrecher taxiert und einer Sünde bezichtigt würden. Ein weiteres Beispiel: In der Fabrik werden, mehr als man glaubt, weltanschauliche und sittliche Fragen diskutiert. Der katholische Arbeiter mit seinem «Kinder- und Primarschulglauben» — wo sollte er auch einen Mannesglauben herhaben? — gerät bei solchen Gesprächen nur zu rasch in Verlegenheit und verteidigt bona fide, um der katholischen Sache zu dienen, Standpunkte, die objektiv unhaltbar sind. Wir wollen mit all dem sagen: Dem katholischen Arbeiter kommt nur selten zum Bewußtsein und es wird ihm auch im allgemeinen nicht zum Bewußtsein gebracht, daß die sittlichen Entscheidungen nur allein am Arbeitsplatz nicht weniger zahlreich oder noch viel zahlreicher sind als z. B. in Ehe und Familie. Er lebt darum — religiös gesehen — an seinem Arbeitsplatz wie ein Wilder, ohne das auch nur im geringsten zu spüren oder sogar zu wissen.

IV.

So gut es einem Gewerkschaftssekretär unmöglich ist, alle gewerkschaftlich notwendige Arbeit in seinem Wirkungskreis allein zu bewältigen, wird auch der Seelsorger nur in verhältnismäßig bescheidenem Ausmaß seine Dienste überall dort zur Verfügung stellen können, wo darnach Bedarf ist. So gut wie der erstere wird er auf Mitarbeiter und Helfer angewiesen sein. Wenn sie ein Sekretär für seine wahrlich nicht immer leichte Arbeit findet, dürften sie auch für den Seelsorger zu finden sein. Gedacht ist dabei nicht an Präsidenten und Kassiere der Standesvereine, sondern an Laienhelfer in der Seelsorge. Es ist erstaunlich, wie wenig in unseren Verhält-

nissen, wo doch bis zur Ermüdung wiederkehrend von Priestermangel die Rede ist, darnach getrachtet wird, Laien heranzuziehen, und wie selbstverständlich wir es auf der anderen Seite betrachten, daß in den Missionsländern ein Großteil der religiösen Schulung und Betreuung Laien überantwortet ist. Daß hier auf eine Möglichkeit hingewiesen ist, um die Seelsorge nicht nur ganz gewaltig zu intensivieren, sondern sie auch außer die Gotteshäuser und Vereinslokale zu tragen und milieuangepaßter zu gestalten, bedarf keiner langen Erklärungen mehr. Jedenfalls könnte dieserweise erreicht werden, die Menschen und vornehmlich die Arbeiter dort zu betreuen, wo sie leben und wirken, und nicht zuletzt ist das am Arbeitsplatz und in ihren eigenen Kreisen. Warum wäre nicht einmal der Versuch zu wagen, im Jahr ein- bis zweimal die Katholiken eines Industriebetriebes zusammenzunehmen und mit ihnen aktuelle Fragen des Glaubens und der Sittlichkeit zu besprechen? Ist es so ganz unmöglich, in immer mehr Betrieben Laienhelfer heranzubilden, die sich zur Aufgabe setzen, systematisch ihre Nebenarbeiter religiös zu beeinflussen und dies in einer zeitaufgeschlossenen und ansprechenden Form tun? All das kann aber nur Vorstufe jenes unbedingt anzustrebenden Zieles sein, das in der Schaffung einer zum mindesten christlichen Atmosphäre erblickt werden muß, wie sie z. B. noch in den katholischen Stammlanden besteht. Die Verfolgung dieses Gedankens setzt jedoch voraus, daß nach all jenen Mitteln und Wegen gesucht wird, die es erlauben, die Arbeiterschaft wieder vermehrt mit der Religion und mit der Seelsorge in Kontakt zu bringen. Sucht die Arbeiterschaft diesen Kontakt nicht von sich aus — und festgestelltermaßen geschieht das nur in absolut ungenügendem Ausmaß! —, dann muß halt die Kontaktgelegenheit von der anderen Seite in die nächste Nähe des arbeitenden Volkes getragen werden. Wir wollen nicht behaupten, daß diesbezüglich bisher überhaupt nichts geschehen ist. Aber all das genügt noch lange nicht und nimmt sich auch im Vergleich dazu, was heute allein für die seelsorgerische Betreuung der Akademiker in Spezialsonntagspredigten, Sonderveranstaltungen usw. aufgewendet wird, mehr als bescheiden aus. Dr. A. Heil

Gedanke, Wort und Tat der Eidgenossen

(Predigt an der Sempacher Schlachtfeier, Montag, den 7. Juli 1952)

Wir betreten diesen Boden der Freiheit mit einem Gefühle der Wehmut. Daß die Menschenkinder, über die der Vater im Himmel Tag für Tag die Sonne aufgehen läßt, die wichtigsten Fragen nicht friedlich lösen können, sondern mit Speer und Lanze, Pulver und Blei, mit Bomben und Granaten ihre Meinung zum Ausdruck bringen, das ist traurig und zugleich tief beschämend. Auf dieser freundlichen Hochebene, auf diesem gesegneten Land, das friedlich sich im schönen See von Sempach spiegelt, auch auf diesem Plätzchen steht geschrieben: «Der Weg der Menschheit ist ein Kreuzweg. Ihre Geschichte ist mit Blut geschrieben, denn auch hier auf dieser friedlichen Stätte ist das Grab von gegen 5000 Menschen, die hier blutend ihr Leben beschließen mußten.»

Aber auch Gefühle der frohen Dankbarkeit bewegen hier unser Herz. Auf diesem Boden steht geschrieben: Gott liebt die Freiheit. Er wollte nicht, daß ein kleines Volk untergehe im großen Strom der Völker. Hier ist es nicht nach menschlicher Berechnung gegangen, denn nach menschlicher Berechnung hätte die Handvoll Hirten zehnmal untergehen müssen vor dem gewaltigen Heereshaufen der stolzen Herren und Ritter, die wie eine undurchdringliche Eisenmauer vor dem Häuflein der Eidgenossen standen. Da ist es also offenbar nach dem Willen Gottes gegangen. Gott hat eingegriffen, wie so oft in der Weltgeschichte und hat das Rad rückwärts gedreht. Aber er hat eingegriffen durch Menschen, die er als Werkzeuge auserwählt.

Was lesen wir in der Geschichte des Tages von Sempach? Was hat Gott am 9. Heumonat 1386 dem Winkelried gegeben, was hat er den Eidgenossen gegeben und was gibt er uns? Was er dem Winkelried gegeben im blutigen Kampfe, das gibt er auch uns im Kampfe des Geistes, den wir auszufechten haben:

I. Den rechten Gedanken zur rechten Zeit

Die Schlacht von Sempach wurde nach dem Urteil aller Sachverständigen entschieden durch die Tat eines Mannes, durch Winkelried. Aber jeder großen Tat muß der rechte Gedanke zur rechten Zeit vorausgehen. Was diesem Manne in den Sinn gekommen, war der Anfang des Sieges.

Versetzen wir uns einen Augenblick zurück in jene furchtbare Entscheidungsstunde: vor den Eidgenossen das gewaltige Heer, eine ungeheure Übermacht, wenigstens vier gegen einen, vor ihnen eine Eisenmauer von Speeren und Rüstungen, um sie her das wilde Kriegsgeschrei, das keine ruhige Überlegung aufkommen läßt. Niemand weiß weder Rat noch Hilfe. Der kluge und tapfere Schultheiß von Luzern, Peter Gundoldingen, verblutet umsonst mitten unter den Seinen. Da auf einmal ertönt der laute Ruf des unbekannten Unterwaldners: «Eidgenossen, ich will der Freiheit eine Gasse machen.» Er, der einfache Hirte, der des Krieges nicht gewohnt, der keine Militärschule mitgemacht, keine Vorlesung über Taktik und Strategie gehört, hat auf einmal die Gefahr des Augenblicks, die ganze Sachlage durchschaut. Wie ein Blitz hat der Gedanke sein Gehirn durchzuckt: So muß es gehen!

Er allein hatte den entscheidenden Gedanken, er wußte mehr als alle Eidgenossen und Österreicher, mehr als alle Heeresobersten und Gewalthaber seiner Zeit, er hatte einen übermenschlichen Gedanken, einen Gedanken von Gott.

Seht, Gott ist dabei gewesen bei Sempach. Er hat zwar nicht mit einem Blitz die Feinde niedergeschlagen, aber er ließ einen Gedankenblitz im Kopfe des einfachen Unterwaldners aufleuchten, der die furchtbare Gefahr klar erkannte. Gott gab dem Winkelried den rechten Gedanken zur rechten Zeit. Winkelried hatte diesen Gedanken mit zertanen Armen erbetet.

Gott gibt auch uns den rechten Gedanken in der furchtbaren Gefahr, die heute droht. Wollen wir die Gefahr überwinden, müssen wir die Lage, in der wir stehen, erfassen, bevor es zu spät ist.

Der Kampf geht heute mehr denn je um das goldene Kalb, um Geld und Besitz. In diesem Kampfe gibt es zwei Extreme:

Die einen halten Geld und Besitz krampfhaft in den Händen und wollen nichts aus der Hand geben;

die andern züngeln fieberhaft nach Geld und Gut und wollen auf dem Wege des gewaltsamen Umsturzes in seinen Besitz gelangen. Alles was dein ist, soll mein werden!

Im tiefsten Grunde ist dieser Kampf um das goldene Kalb nicht ein materieller, sondern ein sittlicher Daseinskampf.

Hier geht es um einen heiligen Krieg, um den Kampf der Seele gegen das Seelenlose, um einen Kampf Gottes gegen Satan, den Fürsten dieser Welt, Zweifrontenkrieg gegen den herzlosen Kapitalismus und den revolutionären Bolschewismus. Wir müssen uns, wie Winkelried bei Sempach, über die Sachlage klar werden.

Die Propheten der schrankenlosen Wirtschaftsfreiheit verkünden, die Wohlfahrt der Völker ruhe allein auf dem materiellen Reichtum der Völker. Und es folgte diesen Propheten der zügellosen Freiheit eine große Schar aus allen Völkern und Sprachen, weil sie die gleißenden Versprechen hörten, und sie fielen nieder vor dem goldenen Kalb, dem Geld, und beteten es an. Dieser grausame Kapitalismus hat es auf dem Gewissen, daß von Osten her eine neue Gefahr wie Gewitterwolken heraufzieht, der revolutionäre Bolschewismus, der im Begriffe steht, nicht nur die ganze Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, sondern die ganze christliche Kultur in Stücke zu schlagen.

Daß wir Christen, wie damals Winkelried, die Gefahr der Stunde erkennen, ist der Anfang und die Grundlage des Sieges. Das ist das erste, was wir von Winkelried lernen müssen: den rechten Gedanken zur rechten Zeit. Diese Stunde hat geschlagen.

Gott gab dem Winkelried den rechten Gedanken zur rechten Zeit.

II. Das rechte Wort am rechten Ort

«Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen. Sorget für mein Weib und meine Kinder». So rief der Held in die brausende Schlacht hinein. Auf dieser Stätte wurden sie gesprochen, diese Worte. Sie sind noch nicht verhallt, ein Jahrhundert hat sie dem andern überliefert. Diese Worte wurden in Erz und Marmor gegraben. Sie schweben im Wohlklang des Sempacherliedes über unsern Bergen, sie klingen an unser Ohr aus den Schulstuben unserer Jugend. Sie sind eine Tat geworden und stiften heute noch Segen. Diese Worte zeigten den Eidgenossen den Weg zum Sieg mitten durch den Wald der Speere. Wie ein Blitz erleuchteten die Worte die schreckliche Lage des Augenblickes. Wie ein Blitz zündeten die Worte in die Herzen der Eidgenossen und vom Herzen gingen sie über in die kräftigen Arme, welche die Streitaxt schwangen. Die Morgensterne und Hellebarden sausten auf die eisernen Panzer der Feinde, so daß alle, die noch entkommen konnten, ihr Heil in wilder Flucht suchten.

Gott gab dem Winkelried das rechte Wort am rechten Ort.

Gott gibt dem modernen christlichen Winkelried im geistigen Kampfe das rechte Wort am rechten Ort.

Der Kampf geht heute gegen eine verhängnisvolle Krankheit. Es ist höchste Zeit, daß man den Doktor ruft, sagt der besorgte Familienvater, wenn ein Familienglied schwer erkrankt ist. Um den Patienten zu retten, muß man alles tun.

Heute ist nicht nur ein einzelnes Familienglied erkrankt, sondern die ganze Menschheit. Der herbeigerufene Doktor greift aus den heutigen Krankheitserscheinungen eine der gefährlichsten heraus und wird ihm auch gleich eine entsprechende Medizin verabreichen.

An was leidet der Patient? An Distanz zwischen Mensch und Mensch: religiös, politisch und sozial. Die Menschen, die eine Familie sein sollten, sind auseinandergerissen. Stimmt das wirklich? Wir Modernen rühmen uns stolz, daß es für uns keine Distanzen mehr gibt: Wir haben Auto, Motorrad, Lokomotive, Flugzeug, Telephon, Telegraph, und seit einigen Jahren trägt der Weltsender die Menschenworte an die Grenzen der Erde. Eine Entfernung scheint nicht mehr zu existieren. Wir sind einander seit 150 Jahren näher gekommen als vorher in 5000 Jahren. Und doch, an was krankt die Welt? Gerade an der Distanz zwischen Mensch und Mensch, zwischen Partei und Partei, zwischen Klasse und Klasse, zwischen Volk und Volk. Wir sind gespalten, zerrissen trotz aller technischen Verbindungsmittel und kommen immer mehr auseinander und gegeneinander, anstatt zueinander.

Da erscheint der göttliche Arzt Jesus Christus und spricht zur Menschheit das rechte Wort am rechten Ort. Sein Wort bringt es fertig, was keine Technik vermag. Zu ihm wollen wir auf den Berg der Seligkeiten steigen und, wenn er seinen Mund auftut, seinem rettenden Worte lauschen: «Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich; selig sind die Sanftmütigen; selig die Trauernden; selig die Barmherzigen, selig die Verfolgten um der Gerechtigkeit willen; selig die Friedenstifter.» (Matth. V.) Nur das Wort Christi vermag alle Menschen ohne Unterschied der Rasse und der Sprache einander näherzubringen. Er hat es getan, indem er für alle Zeiten das Gesetz der Liebe verkündete: «Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.»

Mensch sein heißt also vor Christus Bruder und Schwester sein und Bruder und Schwester sein heißt Nächster sein. Zwischen Bruder und Schwester gibt es keine Distanz mehr.

Das ist das rechte Wort am rechten Ort gegen den herzlosen Kapitalismus, der das Kainswort auf den Lippen hat: «Bin ich denn der Hüter meines Bruders?», und gegen den grausamen Bolschewismus, der dem Grundsatz huldigt: «Willst du nicht mein Bruder sein, so schlage ich dir den Schädel ein.»

Ja, die Wohlfahrt der Völker ruht nicht allein im materiellen Reichtum, sondern in der liebenden Sorge für die Nebenmenschen. Das rechte Wort am rechten Ort kommt aus dem Munde des göttlichen Arztes: «Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die himmlischen Wohnungen aufnehmen» (Luk. 16, 9), d. h. verwendet den Mammon, der oft ungerecht gebraucht wird, dazu, um den Menschen Gutes zu tun.

III. Mut und Kraft zur Opfertat

Erkenntnis und kluger Kopf ist gut, ein rechtes Wort ist besser, die kühne Opfertat ist das Beste. Der kluge Mann mag den Weg der Rettung erkennen, er mag den rechten Weg mit kräftigem Worte weisen, aber der Mann, den Gott gesandt, der geht selber voran und greift zur Tat, er hat das Höchste, das O p f e r. Winkelried bringt das Opfer seines Lebens im vollen Bewußtsein. Er fühlt die Schwere des Opfers, der Schmerz des Abschiedes zerreißt sein Herz. Seinem Herzen entströmen die unsterblichen Worte: «Mein Weib — meine Kinder.» Wir machen uns keinen Begriff von dem Riesenkampf, der in diesem Heldenmenschen tobte. Im Kampfgewühl hat er keine Zeit, noch einmal heimzuschauen zu den goldenen Bergen seiner geliebten Heimat. Und doch steht es lebendig vor seiner Seele. Er sieht zu Hause sein geliebtes Weib am Fenster stehen, die Mutter seiner Kinder, die Mutter, wie sie die Stunden zählt bis zur Heimkehr des Vaters und die Kinder tröstet, die nach dem Vater Ausschau halten. Gewaltig ergreift die Liebe und die Sehnsucht sein starkes Vaterherz: Mein Weib, meine Kinder, ich werde sie nicht mehr sehen. Umsonst warten sie auf den toten Vater. Er kommt nicht mehr heim. Sie wird allein stehen, die Mutter mit den armen Kindern. Aber jetzt will ich der Freiheit eine Gasse machen. Eidgenossen: «Sorget für mein Weib und meine Kinder.» So ruft er und wirft sich in die feindlichen Speere. Wer den äußern Kampf siegreich kämpfen

will, der muß sein eigen Herz zuerst besiegt haben. Der Mann, der einen solchen Sieg davongetragen, war auch würdig, Sieger einer ganzen Armee zu werden. Größer als der Sieg der Armee war das Opfer, das der Held brachte.

Im Mittelpunkt der Weltgeschichte, mitten unter den Völkern der alten und neuen Welt, steht das Kreuz Christi, das lebendige Wahrzeichen des Opfers, mit dem einen Arme rückwärts weisend bis zum Anfang der Geschichte, mit dem andern vorwärts reichend bis ans Ende aller Tage. Hoch steht es aufgerichtet, und daran hängt das göttliche Opferlamm, Jesus Christus, der für die ganze Menschheit sich hingeopfert. Dieses Wahrzeichen des Opfers leuchtet als Erkennungszeichen über unserem Vaterland: das Bundeswappen der Schweiz. Als nach spätern Jahrhunderten der alte Bund der Waldstätte bis an den Rhein und Bodensee, vom Jura bis zur Rhone und bis hinunter zu den goldenen Weinbergen der lombardischen Ebene nicht nur drei, sondern 22 Orte zusammenschloß, da setzten diese Männer in ihr Wappen nicht den klugen Leu und nicht den mutigen Bären, nicht den gewaltigen Uristier, sie wählten das älteste Bundeszeichen des Landes, sie zeichneten in das blutig rote Feld das weiße Kreuz des Heilandes, das Zeichen des Opfers, das Kreuz Christi, als wollten sie sagen: «Der Schweizerbund wird so lange bestehen, als in seinen Bergen Männer wohnen, die im Geiste Jesu Christi Opfer bringen können.»

Opfer ist Hingabe für die Gemeinschaft, Hingabe für die andern. Diesen Mut und diese Kraft zur Opfertat schöpfte Winkelried aus dem Kreuze Christi. Dafür warf er sich mit den Eidgenossen auf die Knie: mit seinen ausgestreckten Armen stellte er ein lebendiges Kreuz dar.

Von diesem Opfergeist müssen auch wir beseelt sein, wenn wir der Welt zum Segen werden wollen. «Im Hause muß beginnen, was im Vaterlande leuchten soll.» Familienväter vom Schlage eines Winkelrieds, der sich aufreibt im Dienste der Familie, ein Mann, welcher der Frau ein treuer, liebevoller Gatte, den Kindern ein leuchtendes Vorbild der Tugend und liebender Vater ist. Ein Vater, welcher für die Familie alle Opfer bringt, hat auch das Recht, von den Kindern Opfer zu verlangen. Nur der wird sie zu opferbereiten Menschen heranziehen. Nur opferbereite Menschen vom Forn at eines christlichen Winkelrieds sind fähig, den herzlosen Kapitalismus und den grausamen Kommunismus zu überwinden. Warum sind diese beiden zur Weltmacht geworden? Weil die Christenheit von der altchristlichen Auffassung von Geld und Besitz, von der Armut im Geiste abgefallen ist. Nur der hingebende Opfergeist, der aus dem Kreuze Christi uns entgegenweht, kann die Welt retten, wenn er in den Gliedern Christi lebendig wird. Was Pius XII. von der christlichen Lebenshaltung sagt: «Heute hat niemand mehr das Recht, mittelmäßig zu sein», gilt auch von der Einstellung zu Geld und Besitz. Der Weltkommunismus wird entweder nicht überwunden, oder nur durch eine heldenhafte christliche Liebe, wie sie einst dem Urchristen eigen war.

Diesen Geist wollen wir vom Schlachtfelde von Sempach heimnehmen in die Familie, ins Berufsleben und ins öffentliche Leben. Allmächtiger Herr und Gott, Schutzherr des Schweizerlandes, schenke uns im heutigen Geisteskampfe den rechten Gedanken zur rechten Zeit, das rechte Wort am rechten Ort und den Mut und die Kraft zur Opfertat. «Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr, wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.»

Franz Xaver Kunz, Pfarrer, Emmen.

Predigt und Vortrag bei Ordensschwestern

Es hat mich selber überrascht, als ich in meiner Jahresstatistik kürzlich feststellte, daß ich 1951 mehr Schwesternvorträge als Predigten fürs Volk gehalten habe; 293 Predigten wurden von 447 Vorträgen vor Klosterfrauen überflügelt. Der Vergleich mit früheren Jahren ergibt ein ähnliches Bild, und das dürfte nicht bloß bei mir zutreffen, sondern auch bei vielen anderen Mitbrüdern. Gerade die Vertreter der außerordentlichen Seelsorge, die seit je sich in besonderer Weise dem Predigtamte widmen sollen, sind überall stärkstens von geistlichen Schwestern engagiert — sowohl zu Jahresexerzitien und Rekollektionstagen wie auch zu verschiedenartigsten Einzelanlässen. Die Tausende von Schwestern haben schließlich ja auch ein Recht auf eine entsprechende Unterweisung und Betreuung durch das Wort. So mag es zweckdienlich sein, auch diesem Wortdienst eine kleine Erwägung zu widmen.

1. Vielleicht wird in diesem Genre manchmal des Guten zuviel getan. So manche Schwester Oberin kann gar nicht genug Vortragende mobilisieren, so daß man mitunter die Mentalität der Übersättigung förmlich herausspürt. Umgekehrt bietet sich mancher Geistliche auch recht nachdrücklich selber an, besonders in Mutterhäusern und größeren Anstalten, um ein Anliegen durchzufechten. Ob sich diese Praxis bei unserm wachsenden Priestermangel weiterhin verantworten und durchführen läßt?

Noch bedauernswerter ist wohl das Gegenteil, daß vielen Schwestern-Kommunitäten zu wenig geboten wird. Es ist naturgemäß nicht leicht, die vielen Niederlassungen der weiblichen Orden gleich gut zu betreuen; viele haben aber jahraus, jahrein nur einen recht unregelmäßigen und ungenügenden Wortdienst oder überhaupt nichts dergleichen. Manche Klöster in Städten werden geradezu überlaufen, und abgelegene Außenposten mit oft schwierig gelagerten Verhältnissen in der Tätigkeit oder Gemeinschaft müssen sehr darben; sie sollten von den Mutterhäusern und Wanderpredigern im Auge behalten werden.

2. Unter den einzelnen Formen und Aufgabestellungen des Wortdienstes bei Schwestern wird die fachlich-berufliche Unterweisung und Fortbildung am meisten vernachlässigt, z. T. deswegen, weil dem Geistlichen die fachlichen Voraussetzungen fehlen. Tatsächlich liegen hier Aufgaben für den Mediziner bzw. Philologen vor; aber auch der Priester soll zu den berufsethischen, psychologischen und apostolischen Anliegen der Krankenpflege oder Lehrtätigkeit hinführen, zumal die staatlichen Lehrpläne in der Ausbildungszeit darin versagten. Zumindest sollte an jeden Exerzitienkurs im Mutterhaus ein Fachtag über die neuaktuellen Berufsfragen angehängt werden. Es steht auch zu hoffen, daß das Institut für Karitaswissenschaft und die damit verbundenen Fortbildungskurse für die karitativen Genossenschaften die entsprechenden Lücken ausfüllen helfen.

3. Damit verwandt ist der kasuistische Vortrag. Ich habe in einigen großen Kommunitäten, die sonst bereits versorgt sind, fortlaufend zu sprechen und behandle dabei nicht ein zusammenhängendes Thema, sondern greife jeweils das auf, was gerade aktuell und bei den Schwestern

im Gespräch ist. Diese Art setzt rasche und zuverlässige Orientierungsmöglichkeiten voraus, erfordert aber auch den festen Willen des Vortragenden, immer an der Linie des Wesenhaften festzuhalten und sich aus den mancherlei Auseinandersetzungen innerhalb der Schwestern herauszuhalten. Gerade erstklassige Redner sind schon öfter einer Parteigruppe von Schwestern zum Opfer gefallen.

4. In der Mitte zwischen Kasuistik und Systematik steht wohl die Predigt, wie sie vor Klosterfrauen zu den verschiedensten Anlässen zu halten ist; dabei kann das gemeinsame Merkmal bei allen Anlässen wohl die Kürze der Ansprache sein, weil sie durch die andern Redeformen, gerade bezüglich der Belehrungsfunktion, ausgiebig ergänzt wird. Ob zum Fest oder Sonntag, ob zu einem Ordensanlaß oder historischen Tag, ob für einen Sonderpatron oder für eine neue Arbeitsaufgabe — wer seine Hörerinnenschaft kennt, weiß, daß er sich kurz fassen kann und soll und ohne Umschweife oder Einleitungen auf das Thema losgehen darf. Die Hauptfragen sind meist darin gelegen, daß der Prediger fast unvorbereitet ist und alle möglichen daherkommenden Gedanken ohne rechten Aufbau und Höhepunkt ganz durcheinander bringt; oder daß kein Ziel ins Auge gefaßt wurde und nichts Bestimmtes gewollt wird, so daß das Ganze wirkungslos und unbefriedigend verpufft; oder daß schließlich die besondere Stimmung des Augenblicks nicht eingefangen werden kann, die äußeren Mittel der Rhetorik versagen und das leise Mißlingen allenthalben statt der erhofften Erhebung ein enttäuschtes Unbehagen schafft. Thematisch wird diese Schwesternpredigt wohl an die genannten Anlässe anknüpfen können, sich aber — namentlich an den Sonntagen — vor Planlosigkeit und Zersplitterung hüten müssen; wenn längere Zeitabschnitte zur Verfügung stehen, könnten z. B. jahrweise die Meßformulare, die Evangeliumsperikopen, die Episteln, unbekannte Perikopen, Heiligenfiguren usw. die einheitliche Ausrichtung der Einzelpredigten bestimmen, oder es könnten ausgewählte Wahrheiten der Glaubens-, Sitten- und Gnadenlehre in größeren Zusammenhängen dargestellt werden. Methodisch wird man äußerlich mit geringem Aufwand auskommen, es kann und soll bei diesen Schwesternpredigten nicht zu laut und pathetisch zugehen, sondern schlicht und verhalten gesprochen werden. Die Eindringlichkeit muß vielmehr auf der eigenen Ergriffenheit und auf der Lebensnähe zum Schwesterngemäßen fußen. Bezüglich der zeitlichen Ansetzung empfiehlt sich wohl die Praxis, auch diese Predigten in die heilige Messe hineinzunehmen, am besten nach dem Evangelium zu halten, auch dann, wenn sie an die Stelle der vorgeschriebenen Morgenbetrachtung treten. Abendpredigten, die beim Volk so wirksam sein können, sind bei Schwestern weniger anzuraten; wenn die Müdigkeit nicht überhaupt zu groß ist, dann wähle man abends eher die Form des Vortrages anstatt der Predigt.

5. Das ist das Hauptstück des Wortdienstes bei Schwestern: der geistliche Vortrag. Er hat auch die Unterrichtskatechese verdrängt, mitunter sogar den beichtväterlichen Zuspruch. Im Normalfall wird er vom gewöhnlichen Beichtvater gehalten, wöchentlich und meist zu einer nachmittäglichen Stunde, die das frische Zuhören nicht eben begünstigt. Gleichwohl besitzen diese Vorträge durchschnittlich die entscheidende Bedeutung für die Anregung und Ausrichtung der Schwestern, zumal sich viele Priester gerade damit sehr große Mühe machen. Um so auffallender ist es deshalb, daß Sammlungen solcher Vorträge im Druck nur sehr selten aufscheinen, um als Behelfe dienen zu können; ich hoffe, auf bischöflichen Auftrag hin in absehbarer Zeit eine entsprechende Zusammenstellung zu bieten. Abgesehen von Auflockerungen durch Einzelthemen bei besonderen Anlässen, behandeln diese Vorträge im allgemeinen systematisch aufgebaute Reihen von Wahrheiten der Gnadenlehre, Asketik und Berufsethik, des Ordens- und Gemeinschaftslebens. Die Tugenden, das Gebet, die geistlichen Übungen, die Gemeinschaft, die hl. Regel usw. sind immer wieder bevorzugte Gegenstände. Ich habe bereits in einem Artikel «Die Grundfragen der Schwesternseelsorge» (Linzer Quartalschrift 1947/4) darauf hingewiesen, daß sich bei diesen Vorträgen» die Beeinflussung durch früher vorherrschend gewesene Ordenstypen für die Entfaltung der neuen Genossenschaften und ihre möglichst entsprechende Anpassung an ihre Sonderaufgaben nicht als Belastung oder Hindernis auswirken darf. Manchmal wird auch darüber Klage geführt, daß man der Besonderheit des Ordenslebens aus der Sicht des vortragenden Weltpriesters nicht immer ganz gerecht werde oder daß dieser in der Hetze und Überlastung seines Alltages die Vorbereitung und die Tiefe seiner Darlegungen vernachlässigen könne. Das heißt natürlich nicht, daß Ordenspriester sich die Sache leicht machen dürften.

Diesem Kernstück der Schwesternseelsorge obliegt in besonderer Weise die Beachtung jener Prinzipien, die wir heute für die Schwesternseelsorge überhaupt urgieren müssen: Konzentration auf die wesentlichen und tragenden Wahrheiten und Gnadengegebenheiten und Übungen des Ordenslebens, zumal manche Frauen gerade in ihrer Frömmigkeit zu diffuser Zersplitterung neigen. Namentlich tut eine zielklare Christozentrik not, die zum historischen, sakramentalen und mystischen Christus hinführt; in ihrem Rahmen hat eine warmherzige Mariologie durchaus Platz. Jedenfalls brauchen die Schwestern konsequent durchgehaltene Grundgedanken, die in der Hetze und Überlastung des Alltags standhalten, und eine möglichst persönliche Ausrichtung ihrer Religiosität. Damit ist neben der Konzentration schon das weitere Prinzip der Abwechslung betont. Vielleicht unterschätzen wir als Männer die Rhythmik des fraulichen Lebens und Erlebens, wie sie in der körperlichen Regel, im Wechsel der ergo- und histotropen Phasen, aber auch in den Schwankungen der Stimmung und in den Kurven der Gefühlsreaktionen deutlich wird. Die Stereotypie der mechanisch und stumpf gewordenen Schwestern in den Ausdrucksformen ihrer Frömmigkeit, z. B. in der Vorliebe für Litaneien und für laute Gemeinschaftsgebete, darf uns über den verdeckten Erlebnishunger derselben Schwestern nicht hinwegtäuschen, wie er z. B. in Sentimentalitäten und Ressentiments zum Ausdruck kommt. Es liegt eine tiefe Weisheit in der Vorschrift der Kirche, daß der Beichtvater nach einigen Jahren gewechselt werden soll, und man sollte sich auch nicht durch noch so dringliche Bitten treuer Anhängerinnen bewegen lassen, diese Vorschrift zu sabotieren. Schließlich sei erinnert an das Prinzip der Freudigkeit in unserer Verkündigung der Erlösung, der Auserwählung, der Nachfolge Christi und des Dienstes der Liebe. Gerade jetzt, angesichts neuer Existenzsorgen der Orden, ist eine Stunde des Trostes, der Aufrichtung, der Erleuchtung und Erquickung immer wieder nötig und besonders bedankt. Klosterfrauen sind so gerne im Herzen fröhlich und geben die darin gewonnene Kraft apostolisch vielfältig weiter; pessimistische, paranoide, selbstquälerische oder skrupulöse Strömungen sollten nicht gefördert werden!

6. Es ist auch eine Gefahr für den Schwestern-Seelsorger; daß er von seinen «Objekten» in einem unguten Sinne annimmt, sich von ihnen überformen läßt und das Gesetz des Handelns, die geistige Führung verliert. Das kann

den Typ des «Nonnerich» ergeben, der dem Milieu und dessen Formungsmächten erlag, anstatt selber zu bilden und zu leiten. Er wird sich dann auch schwerer tun, dem Kirchenvolk in den Pfarreien zu predigen; es ist überhaupt nicht leicht, aus der Predigt für Ordensschwestern nutzbringende Anregungen und Erfahrungen für den allgemeinen Wortdienst zu folgern. Ich persönlich habe es stets als besonderen Gewinn aus der Schwesternpredigt geschätzt, daß man dabei verhalten war, sich um eine wirkliche Vorbereitung zu bemühen, sich anspruchsvollere Zuhörer zu vergegenwärtigen, ein sittlich-religiöses Ideal lebendig aufleuchten zu lassen und in der Darbietung doch recht schlicht und herzlich zu sein. So mögen die beiden Predigtweisen doch einander recht dienstbar sein können! P. Robert Svoboda, OSC.

Aus der Praxis, für die Praxis

Katholische Heilstätte für alkoholgefährdete Patientinnen

Die Villa St. Monika, Lully (FR), steht im Dienste der Psychohygiene als katholische Heilstätte für alkoholgefährdete Patientinnen. Die Pflege durch die leitenden Gut-Hirt-Schwestern, welche ihrem Dienste mit Hingabe und freudigem Einfühlungsvermögen obliegen, führt sie zur seelischen und leiblichen Genesung. Die Villa St. Monika arbeitet in Verbindung mit dem Institut für Heilpädagogik an der Universität Freiburg und steht unter dem Patronat namhafter Ärzte (Psychiater).

Der Heilung der Patientinnen dienen folgende Maßnahmen:

a) die Belehrung und gründliche Aufklärung über den Alkoholismus und dessen schädliche Folgen in seelischer und körperlicher Beziehung;
b) die Pflege des Verantwortungsbewußtseins und die Förderung eines vertieften Pflichtgefühls in Verbindung mit religiöser Betreuung entsprechend der Konfession der Patientin;
c) die Gewöhnung an eine geregelte Tagesordnung und regelmäßige Arbeit; der Förderung von Haushaltführung und Heimgestaltung wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet;
d) die Hebung des gesunkenen Lebensmutes durch die Pflege echter Gemeinschaft und Unterhaltung; Förderung des Sinnes für ein gesundes Familienleben;
e) die Verabreichung einer nahrhaften, gesunden, alkoholfreien Verpflegung, welche die durch den Alkoholabusus geschwächte Gesundheit wieder herstellen soll;
f) ein periodischer, ärztlich-psychiatrischer Dienst;
g) sofern nötig oder erwünscht, eine medikamentöse Kur als Einleitung der Heilstättenbehandlung oder als besondere Mithilfe am Schlusse des Heilstättenaufenthaltes.

Die Heilstätte ist grundsätzlich katholisch geführt. Sollten Andersdenkende dennoch um Aufnahme ersuchen, so ist ihnen der Besuch des Gottesdienstes in ihrer Konfession jeden Sonntag gestattet (in der reformierten Kirche in Estavayer). Die Seelsorger beider Konfessionen haben freien Zutritt und werden für Vorträge allgemeiner Natur berücksichtigt.

Eine freie, gesegnete Landschaft, in der Ferne die anmutigen Gestade des Neuenburgersees und die waldreichen Jurahöhen bieten Entspannung, Ausgleich und Erholung.

Ärztliches Patronatskomitee:

Prof. Dr. Manser, Nervensanatorium Meisenberg (Zug)
Prof. Dr. Montalta, dir. de l'Institut pédagogique de l'Université de Fribourg
Prof. Dr. Rémy, Psychiater, Waldau, Bern
Dr. med. Blankart, Psychiater und Fürsorgearzt, Luzern
Dr. med. Fäßler, Psychiater, Franziskusheim, Oberwil (ZG)
Dr. R. Corboz, Psychiater, Luzern
Dr. med. Thürler, psychiatre, hygiéniste, Fribourg
Dr. med. Liardet, Heimarzt, Estavayer

Kirchlich-Karitatives

(Schwesternbund U. L. Frau von Zug)

Unter dem Vorsitz S. E. Mgr. Dr. Franziskus von Streng, Bischof von Basel und Lugano, hielt am 17. Juli letzthin im Liebfrauenhof in Zug der Schwesternbund U. L. Frau von Zug das erste satzungsgemäße Generalkapitel ab. Die bisherige, allbeliebte Oberin, Schw. M. Emma Kressibuch, von Oberrüti (AG), konnte zufolge geschwächter Gesundheit eine Wiederwahl für die kommende Amtsdauer nicht annehmen. Als neue Generaloberin wurde Schw. Marie Sidler, von Root (Luzern), gewählt. Ihr treten zur Seite als Rätinnen: Schw. M. Anna Bircher, von Aarau, die zugleich als Vikarin die Oberin vertreten wird, Schw. M. Mathilde Mathis, von Wolfenschießen (NW), Schw. Marieluise Huser, von Galgenen (SZ), und Schw. Josephine Wiederkehr, von Niederrohrdorf (Aargau).

Als arteigenem Verbandszweck widmen sich die Liebfrauenschwestern, auch Zuger Schwestern genannt, der Wochenpflege; neben diesem überaus zeitgemäßen und gemeinnützigen Werk im Dienste der werdenden Mütter und ihres Haushaltes übernehmen sie, soweit möglich, auch Pflegeposten in Heimen und bei Privaten, erteilen Mütterberatung und führen in der Klinik Liebfrauenhof ob Zug eine Schule für theoretisch-praktische Einführung von Töchtern in die Krankenpflege mit Diplomabschluß. Der Liebfrauenbund hat gegenwärtig drei Hauptzentren seiner Tätigkeit: die Klinik und Maternität Liebfrauenhof in Zug (Zugerbergstraße 36; Ortsoberin: Schw. M. Anna Bircher), die Station für Kranken- und Familienpflege in Luzern (Seehofstraße 9; Ortsvorsteherin: Schw. M. Caritas Diener) und die Clinica Santa Chiara in Locarno (Via Teatro; Ortsvorsteherin: Schw. M. Isabella Freithofnig).

Das Zuger Pflegerinneninstitut, das sich der vollen Sympathie höchster kirchlicher und staatlicher Behörden erfreut, verdient durch seine modern und sozial gerichtete Wirksamkeit die wohlwollende Beachtung weitester Kreise.

Dr. P. A. N.

Schamgefühl und Geschäft

Vor mir liegt der Brief eines jungen protestantischen Mannes, der zu jenen Idealisten gehörte, welche letzten Winter in einem Basler Kino mit Tränengas gegen den üblen Veith-Harlan-Film demonstrierten. Die Verleiherfirma hatte mit einer gesalzenen Schadenersatzforderung reagiert, die Demonstranten standen zu ihrer Sache, und selbst der Staatsanwalt mußte den jungen Menschen zugestehen, daß sie sich für eine Idee einsetzen können.

Ich entnehme dem Brief folgendes: «Von Anfang an erklärten wir, daß die Aktion einmalig ist, ein Zeichen, um die Aufmerksamkeit des Volkes zu erreichen. Das haben wir erreicht, aber niemand hat die Gelegenheit benützt, die Auseinandersetzung anzufachen und ins Volk zu tragen. Das ist eigentlich bemühend. Dieses Nichtstun und dieses Leisetreten ist für uns manchmal fast unerträglich. Immerhin, die ‚Erfolge' sind beachtlich: Das Niveau nimmt fast von Monat zu Monat ab! Wir stoßen uns ja nicht an den nackten Frauen, sondern an der Geisteshaltung, daß man Frauen

nur braucht, um etwas Geld zu machen. Diese Mentalität finden wir in schwedischen, deutschen, französischen und italienischen Filmen, und neuerdings beginnen auch die Amerikaner (O. K. Nero). Der nächste Schritt werden Inserate und Plakatsäulen sein (Palmolive, Colgate!) ... »

Ich kenne die in Frage stehenden Plakate nicht, aber nach P. K. in Nr. 26 der KZ. scheinen sie Nuditäten zum geschäftlichen Blickfang zu machen. Mit Recht verlangt P. K. die Boykottierung der beiden Produkte. Akademische Auseinandersetzungen versagen bei diesen Reklameproduzenten. In ihrem gedankenlosen (?) Handwerk vermögen sie nur finanzielle Bedenken aufzuschrecken.

Frage: Müssen wir auf das Frauenstimmrecht warten, bis unsere schweizerischen Frauenverbände sich gegen die «Prostitutierung der Frau» zu Reklamezwecken energisch zur Wehr setzen und das in die Tat umsetzen, was jeder anständigen Frau auf dem Gewissen brennt: Boykott jenen Produkten, welche die Totengräber des jugendlichen Schamgefühls an ihren Reklamewagen spannen?

Oder sind wir so weit, daß selbst katholische und reformierte Organisationen nicht mehr wagen, in die Arena der konkreten Tat zu steigen und sich mit einem papierenen Protest und zahmen Resolutionen in braven Kongressen begnügen? H. R.

Kirchenchronik

Persönliche Nachrichten

Bistum Basel

H.H. Walter Küng, bisher Kaplan in Malters, ist zum Pfarrer daselbst ernannt worden.

Rezensionen

Porta Sancta. Die KZ. hat im Jahrgang 1950 (S. 101 ff.) die neue *Heilige Pforte* beschrieben (siehe auch ebda. S. 2 ff.). Wie schön wäre es gewesen, wenn die Pilger des Heiligen Jahres das Bild und die Bilder der Heiligen Pforte als Andenken mit sich hätten nach Hause nehmen können! Dieser Wunsch ist nun nachträglich wenigstens erfüllbar durch das im Rex-Verlag Luzern 1951 herausgekommene Werklein Porta Sancta, das nicht nur die Doppelpforte in einem Gesamtbilde bietet, sondern auch die Bilder der sechzehn Felder einzeln ganzseitig bringt. Der Ökonom von St. Peter schrieb ein Einführungswort dazu, und der deutsche Theologiestudent Helmut Riedlinger Begleittexte zu den einzelnen Bildern. Am Schluß des Werkleins ist die Widmung der Heiligen Pforte durch Bischof und Bistum von Basel lateinisch und deutsch, wie sie in einer Gedenkplatte festgehalten wird, geboten, um auf die Stifter der Porta Sancta hinzuweisen.

Es handelt sich bei der Heiligen Pforte um ein ganz prachtvolles Werk. Man darf Rom dankbar sein, daß die Ehre der Stiftung dem Bistum Basel zugewendet worden ist. Die Reproduktionen der Bilder sind ganz hervorragend und werden zweifellos aufs beste dazu beitragen, die Erinnerungen an das Heilige Jahr und seinen Geist festzuhalten.

Wenn es erlaubt ist, so möchte auf drei Punkte hingewiesen werden. Es wäre zu begrüßen und verständlich gewesen, wenn der Text zu den Bildern von einem Schweizer, ja Basler Diözesan geschrieben worden wäre, angesichts der Stiftung der Heiligen Pforte durch das Bistum Basel und angesichts auch der weiten Verbreitung, die diesem Werklein hoffentlich gerade in der Schweiz und im Bistum Basel zuteil werden wird. Dann hätte man wünschen können, daß es ein Priester und Seelsorger und womöglich ein Theologe gewesen wäre, der diesen Text geschrieben hätte. Die Deutung der Texte, ihr exegetisch-theologischer und pastoreller Gehalt hätte dadurch gewonnen. Es gibt eben Dinge, welche ein Theologiestudent noch nicht erfahren hat und sagen kann. Schließlich hätte man ganz gerne eine engere und nähere Verbindung dieser Bildexegese mit dem Heiligen Jahre gewünscht, eventuell auch eine ganz kurze Einleitung über das Heilige Jahr. A. Sch.

Der römische Katholizismus, ein anderes Evangelium? Evangelischer Verlag AG., Zollikon-Zürich 1950, 103 S. geh.

Vorliegendes Werklein ist die schweizerische Ausgabe des Hirtenschreibens der Generalsynode der niederländischen reformierten Kirche über ihr Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche. Eine solche Schrift erscheint den schweizerischen reformierten Kirchen ebenso notwendig, weswegen sie in der Schweiz herausgegeben wurde. Es ist allerdings sehr fraglich, wie weit sich der schweizerische, bekenntnisfeindliche Protestantismus mit dieser neuen confessio Hollandica identifiziert. Auf alle Fälle ist es für die katholische Theologie und Seelsorge wichtig, das Selbstzeugnis einer Reformationskirche und eine Kritik des Katholizismus vor sich zu haben. Man achtet dann besser auf das, worauf es theologisch und pastorell ankommt. Man kann mit den Worten der Einleitung durchaus einiggehen, wenn man sie auch selbstverständlich katholisch versteht: «Es gibt nichts Ernsteres als die Tatsache, daß wir die Wahrheit ganz verschieden verstehen. Dabei können wir uns nicht beruhigen und keinen Frieden haben. Da müssen wir im Kampfe bleiben!» A. Sch.

Beda Honegger: Gemeinschaft aus der Kraft des Evangeliums. Otto-Müller-Verlag, Salzburg. 1950. 200 Seiten. Ln.

Drei Überlegungen charakterisieren dieses Buch: Das Evangelium ist und bleibt der Sauerteig der Welt. Betrachtung ist der unerläßliche Weg, damit sich dessen Kraft auswirken kann. In diesem Anliegen muß sich die Gemeinschaft finden; in Gemeinschaft gelebtes Evangelium hat missionarische Kraft. A. Sch.

Hans Hümmeler: Peter Friedhofen, der Mann und das Werk. Paulinusverlag, Trier 1951, 71 S. gb. Hln.

Das Volksbuch über Peter Friedhofen, den Stifter der Kongregation der Barmherzigen Brüder von Maria Hilf, fast zur Gänze (mit Ausnahme der Bilder) der großen Biographie entnommen: Eines Menschen Weg zu Gott (siehe KZ. Nr. ... Seite ...). A. Sch.

H. R. SÜESS-NÄGELI Kunstglaserei Zürich 6/57
Langackerstraße 67 Telephon (051) 26 08 76 oder 28 44 53

Verlangen Sie bitte Offerten oder Vorschläge!

Zuverlässige, ehrliche Person, 50 Jahre alt, **sucht Stelle als**

Haushälterin

in ein geistliches Haus.

Offerten erbeten unter 2610 an die Expedition.

WURLITZER ORGEL

... sie bewährt sich immer mehr

Piano-Eckenstein AG.
Nadelberg 20 Basel Tel. 2 63 80

Umständehalber äußerst günstig **zu verkaufen** neuwertiger

Tonfilm-Projektions-Apparat

mit neuem Plattenspieler und Kristallmikrophon.

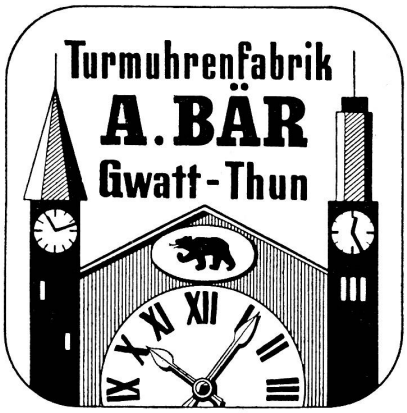
Anfragen sind zu richten an:

Kaufmann J., Kurhaus «Theresia», **Unterägeri** (ZG), zwischen 12—13 Uhr Tel. (042) 7 56 76.

Tochter

gesucht in Pfarrhaus zur Mithilfe in Haus und Garten (Dauerstelle). Eintritt anfangs Sept. Lohn nach Übereinkunft.

Anmeldungen unter Chiffre Nr. 2611 befördert die Expedition.



Telephon (033) 2 29 64

Fabrikation von Präzisions-Turmuhren modernster Konstruktion

Umbauten in elektroautomatischen Gewichtsaufzug

Zifferblätter, Zeiger

Revisionen und Reparaturen aller Systeme
Qualität Garantie Preis

Elektrische

Glocken-Läutmaschinen

✠ Patent
Bekannt größte Erfahrung
Unübertreffliche Betriebssicherheit

Joh. Muff Ingenieur **Triengen**
Telephon (045) 5 45 20

Ausgeführte Anlagen: Kathedralen Chur, St. Gallen, Einsiedeln, Mariastein, Lausanne, St-Pierre Genf, Hofkirche Luzern, Basler Münster, Berner Münster (schwerste Glocke der Schweiz, 13 000 kg), Dom Mailand usw.

Der Schlußtermin der Subskription naht!

Benützen Sie noch die Möglichkeit des ermäßigten Vorbestellungspreises für

ANTON SIGRIST

Niklaus Wolf von Rippertschwand

296 Seiten und 2 Tafeln

Kartoniert Fr. 12.— (später Fr. 15.—)
In Leinen Fr. 15.— (später Fr. 18.—)

Die grundlegende Biographie auf Jahrzehnte hinaus dieser großen, religiösen Persönlichkeit unserer Heimat.

Durch alle Buchhandlungen

VERLAG RÄBER & CIE., LUZERN

Kirchenfenster *und* **Vorfenster** *zu bestehenden Fenstern*

in Eisen und Metall durch die Spezialfirma

MEYER-BURRI & Cie. AG.

Kassen- und Eisenbau · **LUZERN** · *Vonmattstr. 20 Tel. 21874*

Prostata-Leiden

Beschwerden beim Wasser-Lösen

chronische Leiden, werden ohne Operation mit Erfolg behandelt im Kurhaus Brunau, Zürich, Brunaustr. 15. Auskunft: Tel. (051) 25 66 50

Telefon (041) 2 33 18

für sommerliche Bedürfnisse, wie:
Tropical-Vestons und -Hosen, die höchst unempfindliche, schwarze, reinwollene Kleidung für alle Ansprüche!
Gilet-Collar, Uniformkragen mit Reißverschluß, großes Modell, kann mit offenem Veston getragen werden.
Klapp-Collare mit Gummi-, Stoff- oder Weibelkragen zum Hintenschließen.
Porella-Hemden, Feintrikot in Kunstseide, Baumwolle und Kunstseide oder Reinwolle und Kunstseide. Neu: Popelinehemden schwarz, schwarze Hosenträger oder Ledergürtel.
Nylon-Mantel, nur 300 g, aber kräftig im Material, absolut wasserdicht, in kleinem Mäppli plaziert!
Regenmäntel und Windjacken, schwarz und dunkelgrau, Spezialitäten für Motofahrer.
Kleines Reisebrevier 48", eine Idealausgabe, 4 Bde., Leinen Fr. 100.—, mit Druckgröße wie andere Ausgabe in 18"-Format.
Tragaltar, Leichtmetall, in mustergültiger Ausstattung. — Das Spezialgeschäft für Priesterkleider und Kirchenbedarf.

J. Sträßle, Luzern,
Telefon (041) 2 33 18.

Inserat-Annahme

durch RÄBER & CIE.,
Frankenstraße, LUZERN.

Gasthaus **GUBEL**
(bei Menzingen, Zug)

empfiehlt sich Pilgern, Vereinen, Hochzeiten und Passanten. Bei Kloster u. Wallfahrtskapelle «Maria Hilf». Herrliche Rundsicht. - Ruhiges Ferienplätzchen.

Fam. Albert Styger-Zürcher

35jährige Tochter **sucht eine Stelle** im

Haushalt eines Pfarrers

Kenntnis in allen häuslichen Arbeiten, einschließlich Kochen, kann ausgewiesen werden. Im weitern sind auch Kenntnisse im Maschinenschreiben, Stenographie und in Sprachen vorhanden. Stellenantritt möglich im Herbst 1952.
Offerten erbeten an Chiffre Nr. 2612 an die Expedition.

Meßweine

sowie **Tisch- u. Flaschenweine**
beziehen Sie vorteilhaft von der vereidigten, altbekannten Vertrauensfirma

Fuchs & Co., Zug
Telephon (042) 4 00 41

Clichés rasch und zuverlässig!

SCHWITTER A.G.

BASEL Allschwilerstrasse 90
ZURICH Stauffacherstrasse 45